

frecher. Indem er vor allem sich selber unterhalten will, unterhält er bald auch die anderen. Er ist nicht eigentlich komisch, sondern heiter, aber so innig und ansteckend heiter, dass man es selber auch werden muß. Das gibt seinem Humor einen Anstand, fast möchte man es Würde nennen, so selten als angenehm.

Josef Metz, der auch Metzger war, spielt die verwegenen Burschen, die trogen — Liebhaber sind's ja eigentlich nicht, eher Helden, die nur noch erst fertig werden müssen. Wie ein ungebildetes Pferd, das, indem es stampfen will, zu tanzen scheint, weiß er Kraft mit Anmuth, Leidenschaft mit Güte zu gesellen und indem er die rohesten Worte schreit, schimmert immer die eleganteste Seele durch. Schlichter und wahrer kann man nicht sein und doch nicht edler und feiner. Es gelingt ihm, Liebliches doch auch mit Größe, Raues mit Gnade vorzubringen und immer hat er so etwas von der reinen, aber gewaltigen Schönheit sehr hoher, wilder Gräser, die so zierlich und doch mächtig sind. Indem er nichts zu suchen scheint, hat er schon alles gefunden und, während er sich kaum bewegt, die Gesten spart und die nächste Haltung wählt, könnte kein Maler doch edlere Linien wissen. Das Brausende guter Jünglinge, die leicht zürnen, gern verzeihen, etwa die Weise des Mercutio, stellt er mit glücklicher Unschuld dar, es leitet ihn eine stille Grazie, die keine Sucht, sich zu zeigen, noch verstimmt, und so läßt er uns das Wort fühlen, das Kleist einmal schrieb: „Wir sehen, dass in dem Maße, als in der organischen Welt die Reflexion dunkler und schwächer wird, die Grazie darin immer strahlender und herrschender hervortritt“.

Die Kail, die Frau des Musikmeisters von Schliersee, gibt die Alten, die Wahn im Jägerblut, die Mutter im Almenrausch. Sie wirkt tiefer als die anderen, beinahe unheimlich. Man kann es kaum schildern. Ein bißchen maniert, doch wohl suggestiv möchte man vielleicht sagen: es ist mehr Hochgebirge in ihrer Art. Das Heitere, Liebliche fehlt, das die anderen auch im Ernste der Leidenschaft noch haben. An ihr hat alles gewaltige, unebensame Züge; selbst hinter ihren Scherzen fühlt man Gewitter und sie kann erhaben sein. Wenn sie so mit ihren langsamen, schweren, rauschenden Tritten über die Bühne schreitet, ist es, wie wenn ein Adler sich im Käfige schüttelt: er ist gefangen, das Gitter hält, er kann nichts thun, aber man schreit doch seine Macht und verehrt ihn bange. Wenn sie im Almenrausch sagt: „Schlecht ist mir's gungen, schlecht“, glaubt man aus der letzten Noth der Seele den ganzen Gram der Welt zu hören: ihre sahle Miene wird starr, die Augen irren und ihre Hände, diese grauen Hände, scheinen um Nache zu wachsen. Man kann Niobe nicht furchtbarer, nicht rührender denken.

Wenn der Sommer geht, reisen die Schliersee'r. Zuletzt waren sie im deutschen Norden. Nun sollen sie dann nach Amerika. Im Frühling kommen sie nach Wien, zu Jauner. Das wird für unsere Regisseure sehr gut sein. Sie können da lernen, was das Amt der Regie ist: jedem Schauspieler sein Wesen zu erklären, die Rollen zu finden, die in diesem Wesen sind, und die Technik zu geben, die es braucht, um bühnenhaft zu werden.

Nämlich, wenn unsere Regisseure noch lernen können.

Sermann Vahr.

„Aus der literarischen Frauenklinik.“

Zu dem Aufsatze: „Aus der literarischen Frauenklinik“ von Leo Berg in Nr. 40 der „Zeit“ erklärt uns Frau Irma von Troll-Dorostjani:

- 1. Ich habe niemals, weder vor noch nach dem Graefe-Processe Modellgeschichten verfasst.
- 2. Die im Verlage von J. Schabelig in Zürich anonym erschienene Novelle „Der Mörder“ stammt nicht aus meiner Feder. Uebrigens dürfte Herrn Leo Bergs Anschauung von der dichterischen Unfähigkeit dieser Arbeit ziemlich vereinzelt dastehen und wurzelt diese Anschauung zweifelsohne darin, dass Herr Berg es bei Frauen „als ein Zeichen der Vornehmheit“ erklärt, „nicht zu urtheilen“.
- 3. Es ist un wahr, dass ich mich in Männerkleidern photographiren ließ.

Hätte ich es aber gethan, so glaube ich doch nicht, dass dies bei Abwägung des literarischen Wertes meiner Arbeiten in die Wagsschale geworfen werden könnte.

Salzburg, den 13. Juli 1895.

Irma v. Troll-Dorostjani.

Darauf antwortet uns Herr Leo Berg:

1. Die beiden in Frage kommenden, anonym erschienenen Arbeiten „Das Act-Modell“ (Zwei Geschichten aus dem vollen Leben“, 1896) und „Der Mörder“ (1898), haben mich nicht allein durch ihren Stil auf die Verfasserschaft von Irma v. Troll-Dorostjani hingeleitet, sondern sind mir auch ganz allgemein von Buchhändlern und Redacteuren als ihre Arbeiten bezeichnet und, wenn ich nicht irre, auch öfter unter ihrem Namen öffentlich genannt worden, so dass ich unbedingt ihre Verfasserin glauben zu können. Dass sie der Novelle „Der Mörder“ nicht sein sieht, ersche ich aus der obigen Vertheidigung, die sich sonst schwerlich in diese „Verichtigung“ einschließen hätte. Auf dem ersten Blatt aber befindet sich der Vermerk „Verf. von „Act-Modell“, „Morgenroth“ u. s. w.“

2. Ein Brustbild von Irma v. Troll-Dorostjani in Männerkleidung, das 1888 oder 1889 in der inzwischen eingegangenen Schriftstellerzeitung „Deutsche Schriftstellerzeitung“ erschien, erinnere ich mich, selbst gesehen zu haben. Bei Beurtheilung des literarischen Wertes ihrer Arbeiten brauchte es leider nicht erst „in die Wagsschale geworfen zu werden“; und ich hätte es nicht erwähnt, wenn es nicht veröffentlicht und charakteristisch wäre. Nur das vermag ich freilich nicht zu sagen, ob es nach einer Photographie oder nach einem Gemälde angefertigt wurde.

3. Die einzige Verichtigung, die ich zu machen habe, ist die, dass nur die „Zwei Geschichten aus dem vollen Leben“ im Verlags-Magazin von J. Schabelig in Zürich, „Der Mörder“ aber bei Baumers & Ronge in Leipzig erschienen ist.

Berlin, den 16. Juli 1895.

Leo Berg.

Die Woche.

Politische Notizen.

Das ist das Regime der Trägheit. Ich meine damit keine Verleumdung. Denn Trägheit ist ein physikalischer Begriff, und die Physik ist ja durchaus keine entehrende Sache. Trägheit ist bekanntlich der Widerstand, den ein Körper jeder Veränderung seines Beharrungszustandes entgegensetzt. Aus Trägheit arbeitet man unter Umständen auch — in der alten Richtung weiter. Die Locomotive z. B. läuft noch eine Weile, nachdem sie gebremst ist. So bethätigt sich auch die alte Kraft des gefallenen parlamentarischen Ministeriums in den gebremsten Beamten-Ministern noch eine Zeit lang fort, nachdem das Feuer politischer Initiative bereits erloschen.

Aber es geht immer nur in der alten Richtung weiter, und in abnehmendem Tempo. Das hat die Budgetparade der Beamten-Minister in diesen Wochen deutlich bewiesen. Herr v. Böhm z. B. blickt bewundernd dem leuchtenden Reformgeist des Herrn v. Plener wie einem verpufften Meteor nach. Herr v. Plumerfeld preist den Grafen Falkenhayn und gelobt in dessen — ait venia — Geiste zu wirken für und für. Herr v. K r a s s befinzt den Grafen Schönborn und stellt sich als den pietätvollen Vollstrecker seines letzten Willens vor. Selbst so wird's aber auch nicht lange mehr gehen. Das Beamten-Ministerium kann noch zur Noth über den Sommer fortklappern. Dann muss wieder eine Locomotive, in Form eines neuen parlamentarisch-politischen Ministeriums, der Bureaucratie vorgespannt werden, damit es weiter geht.

Es hat freilich, leider gerade unter den Oppositionellen, einige politische A B C - Schützen gegeben, welche die Entbednung des Befehdes der Trägheit in der Politik noch nicht gemacht hatten, als das Beamten-Ministerium in Function trat. Die glaubten, wenn jetzt plötzlich gebremst wird, verwandelt sich der altbekannte und vielverachtete Bummelzug der Bureaucratie urplötzlich in einen Luftballon, den man mit einigen Staatsnotwendigkeits-Artikeln in die höheren Sphären der Wahlreform und der Arbeiterfreundlichkeit lenken kann. Ein paar Beamten-Minister-Neben haben diese politisch-physikalische Utopie ebenso rasch als gründlich zerstört.

Man erinnert sich noch der Polemik, in welche wir betrogen kürzlich mit der „Arbeiter-Zeitung“ geriethen. Wir hatten behauptet, dass das Beamten-Ministerium nur provisorisch, zur Erledigung laufender Geschäfte, zur Behebung eines parlamentarischen Nothstands geduldet werden dürfe, und sobald es diese seine Schuldigkeit gethan, gehen müsse. Die „Arbeiter-Zeitung“ hatte dagegen in ihrer Polemik vom 4. Juli erklärt: „Wir halten es für nothwendig und für sicher, dass das Ministerium Kielmansegg oder ein anderes ihm ähnliches nicht nur provisorisch das Budget zu erledigen, sondern bis nach Durchführung der Wahlreform im Amte zu verbleiben habe. Insofern also halten wir das Beamtenministerium nicht für provisorisch, sondern für so definitiv, als berget irgend ein politisches Gebilde in Oesterreich“. Ganz anders und in zunehmender Erleuchtung spricht, nach wenigen Wochen bereits, jetzt die „Arbeiter-Zeitung“ über das Beamtenministerium. So z. B. schreibt sie über den Beamtenminister, der nach ihrem früheren Plan die Wahlreform zu machen gehabt hätte, über den Grafen Kielmansegg in ihrer Ausgabe vom 16. Juli, wie folgt: „Unser Graf Kielmansegg entpuppt sich von Tag zu Tag netter. Es bleibt nur der Wunsch übrig, dass er wirklich bloß „provisorisch“ sei. Oder ist es gerade die kurzvergäunte Fris, das der edle Graf, der nicht hoffen darf, durch Thaten an sich ein Gedächtnis zu schaffen, umso mehr durch effectvolle Neben von sich sprechen zu machen wünscht?“ So die „Arbeiter-Zeitung“. Die in diesem raschen Wechsel der Anschauungen bewiesene gute Auffassungsgabe soll uns, im Interesse der gemeinsamen guten Sache, herzlich freuen, und wir zögern nicht, der „Arbeiter-Zeitung“, noch ich in Ferien gehen, aus dem Lehrgegenstand „politische Physik“ die Censurnote 1 für dieses Sommer-Semester öffentlich zu attestieren.

Graf Stürgch, der coalirte Fachmann für Mittelschulwesen, tritt, nach kurzer Thätigkeit, nun wieder aus dem Unterrichtsministerium aus. Ihm hat nicht das Amt den Verlust, sondern die Coalition das Amt gegeben. Nachdem die Coalition aus ist, verliert er auch das Amt, ohne dass deswegen an seinem Verstand irgend eine Veränderung eingetreten wäre.

Die Vereinigte Linke wird also in dritter Lesung für das Cilli-Budget stimmen. Es handelt sich dabei, wie man hört, hauptsächlich um die Erhaltung der Einheit der Partei. Ein geistreicher Franzose hat gesagt, dass hundert — das heißt auch: 107 — geschiedte Leute, wenn sie